

Stephan Stockmar

Das Traumlied vom Olav Åsteson

Über die Gjallarbrücke und
durch die »Höhlung der geistigen Welt«

Das Traumlied vom Olav Åsteson weist zurück in eine ferne Vergangenheit, in eine Zeit, in der der Mensch mit einem Teil seiner Seele noch wach war für spirituelle Erlebnisse. Seine Bilder schildern Erlebnisse, wie sie die Seele damals zu einer bestimmten Zeit des Jahres, zur Tiefwinterszeit, haben konnte. Diese Bilder formten sich zu Versen und wurden singend den anderen Menschen mitgeteilt, Menschen, die vielleicht diese Erlebnisse nicht mehr selber hatten, sie aber in Form der Bilder noch unmittelbar verstehen konnten. So wurden die Gesänge von Generation zu Generation überliefert – bis in Zeiten, in denen die spirituell erlebende Seele längst tief eingeschlafen war. Letzte Reste dieses Liedes wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts an der Peripherie Europas, im südlichen Norwegen, noch aufgefunden. Zu einer Zeit also, als ein ganz anderer Teil der Seele seine höchste Wachsamkeit entfaltete in der Hinwendung an die Außenwelt.

Was der Pfarrer Landstad und andere um 1850 in der Landschaft Telemark vorfanden, waren nur noch einzelne Fragmente des sicherlich ursprünglich viel umfangreicheren Traumlieses, wie sie von einigen wenigen alten Menschen aus fernster Erinnerung hervorgeholt wurden – ein letzter Abglanz von dem, was einst lebendige Erfahrung war.¹ Doch auch heute noch, wieder gelesen oder gar gesungen, können diese Bilder die Seele tief berühren, nicht nur Erinnerungen, sondern auch den Mut weckend, sich bewusst und nunmehr aus eigener Kraft auf den in ihnen geschilderten Weg zu begeben.

Olav der Erdensohn

Rudolf Steiner bezeichnet in seiner Darstellung zum Traumlied am Sylvesterabend des Jahres 1914 den Olav Åsteson auch als Olav den »Erdensohn«². Dies ist sicherlich nicht als Übersetzung im philologischen Sinne gemeint. Er charakterisiert vielmehr so einen Menschen, der das Leben der Erde mitlebt, der miterlebt das Erleben des Erdgeistes zu den verschiedenen Jahreszeiten. – Eine Anleitung hierzu für den heutigen Menschen, die gleichzeitig auch zum Erwachen für das Leben der eigenen Seele führen kann, hat Rudolf Steiner mit den Wochensprüchen des »Seelenkalenders« gegeben.³ Wenn man sich in diese hinein vertieft, kann sich folgendes Bild eines Entwicklungsweges ergeben:

1 Siehe Dan Lindholm: *Herkunft und Schicksal des Traumlieses*, in: *Das Traumlied vom Olav Åsteson*. Aus dem norwegischen übertragen von Dan Lindholm, Stuttgart ²1983, S. 7-21. Nach dieser Ausgabe richten sich auch die folgenden-

Während des Sommers, wenn alles wächst, blüht und gedeiht, erreicht die äußere Natur den Höhepunkt ihrer Entfaltung. Erde und Mensch sind ganz an den Kosmos, an Licht und Wärme hingeeben und entäußern sich in dieser Hingabe in gewissem Sinne ihres Selbstes. Durch die äußere Natur hindurch spricht ein Göttliches zum Menschen, das Weltenwort, das alles hervorgebracht hat und von dem er nun seine Seele durchdringen lassen kann, ohne jedoch ganz mit dem (Tages-)Bewusstsein dabei zu sein.

Wenig später hat die Natur ihren Höhepunkt bereits überschritten, und es machen sich die in ihr liegenden Todeskräfte des Herbstes bemerkbar. Dem nun beginnenden Absterben darf sich die Seele nicht mehr in gleichem Maße hingeeben wie der aufsteigenden Natur im Frühling und Sommer, will sie nicht selbst den Tod erleiden. Sie muss der Welt mit einem Selbstbewusstsein begegnen, das sich nicht nur aus der Distanznahme zur Welt speist; sie würde sich sonst nur selbst in die Isolation treiben und so ihr Dasein ebenfalls auslöschen. Um ein Gefühl für das eigene Tätigsein und damit eine innere Sicherheit zu erlangen, muss sich die Seele auch aus dem nähren, was sie während des Sommers an in der Natur wirksamen (göttlichen) Kräften in sich aufgenommen hat und die sie nun im eigenen Innern auffinden kann. Aus dieser nach innen genommenen Weltbegegnung erwächst ihr ein tragendes Selbstgefühl, aus dessen Kraft heraus sie ihr bloßes Eigensein verlassen kann, ohne sich selbst zu verlieren. In dem Wochenspruch zu Michaeli (29. September bzw. 26. Woche nach Ostern) drückt Rudolf Steiner diesen Prozess folgendermaßen aus:

*Natur, dein mütterliches Sein,
Ich trage es in meinem Willenswesen;
Und meines Willens Feuermacht,
Sie stählet meines Geistes Triebe,
Dass sie gebären Selbstgefühl,
Zu tragen mich in mir.*

Auf dieser Grundlage wächst auch die Empfindung, dass nicht nur mein eigenes Sein in der Welt verwurzelt ist, sondern dass auch die umgebende Welt keinen Bestand unabhängig von meiner Seelentätigkeit hat: Nur dadurch, dass ich die Welt in meiner Seele wahrnehmend, vorstellend, denkend neu erschaffe, bewahre ich sie vor dem Tod (33. Woche):

Hingabe im Sommer

Gegen die Todeskräfte des Herbstes

2 31.12.1914; in: *Der Zusammenhang des Menschen mit der elementarischen Welt* (GA 158), Dornach 1993, S. 171ff.
3 In: *Wahrspruchworte* (GA 40).

*So fühl ich erst die Welt,
Die außer meiner Seele Miterleben
An sich nur frostig leeres Leben
Und ohne Macht sich offenbarend,
In Seelen sich von Neuem schaffend,
In sich den Tod nur finden könnte.*

Ohne mein Miterleben würde das Absterben der Natur im Herbst ein Endgültiges werden.

Erwachen für die Geistwelt im Winter

So mich durch aktive Gestaltung meines Bezuges zur Welt in diese eingliedernd, trete ich schließlich in die dunkelste Zeit des Jahres, in die Winterzeit ein: Das Leben der Erde emanzipiert sich nun ganz vom äußeren Kosmos, vom äußeren Licht, und konzentriert sich nach innen. So schläft auch die Seele für die äußere Welt ein und kann ein reiches Innenleben entfalten. Lebt sich dieses mit der Erde zusammen, dann taucht der Mensch als Mikrokosmos in den geistigen Makrokosmos ein und erwacht unmittelbar für die Geistwelt, die er während des Sommers mittelbar über die Sinnenwelt in sich aufgenommen hat.

Zwischen den Jahren

Nicht von ungefähr wird die Zeit der dreizehn Heiligen Nächte, zwischen dem Heiligen Abend und dem Morgen des Erscheinungsfestes auch als die Zeit »zwischen den Jahren« bezeichnet: Die für die Geisteswelt erwachende Seele stellt sich aus Raum und Zeit heraus. Die Verhältnisse sind hier so anders, dass sie erst einmal – bildlich gesprochen – den festen Boden unter den Füßen verliert. Es gibt nichts mehr zum Anfassen oder gar Festhalten – kein Gegenüber. Um diesen Eintritt in die Geisteswelt wach erleben zu können, muss der Mensch selbst so etwas wie eine Umstülpung in seinem Bewusstsein vollziehen.

Durch die »Höhlung der geistigen Welt«

Den geistigen Wesenheiten – seien sie Engel oder Götter – kann der Mensch nicht so ohne weiteres wie einem irdischen Wesen ins Antlitz schauen. Dies wäre gar nicht auszuhalten. Zu Beginn des vierten Teiles heißt es im Traumlied vom Olav Åsteson:

*Zu jenen Wassern kam ich nun,
wo Eise brannten blau.
Doch Gott gab mir in meinen Sinn,
dass ich dorthin nicht schau.*

»... wo Eise brannten blau.«: Dieses für die irdische Logik paradoxe Bild weist auf einen überwältigenden Anblick, dem wir in keinsten Weise gewachsen sind. Gott selbst hält schützend seine Hand über

uns, entsprechend dem Jehova-Wort zu Moses: »Du kannst mein Antlitz nicht sehen, denn mich sieht kein Mensch, der dann leben bliebe... Hier ist ein Ort bei mir, stelle dich auf den Felsen. Und wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, so will ich dich in eine Höhlung des Felsens stellen und meine Hand über dich decken, bis ich vorüber bin.«⁴ Daran anknüpfend schildert Rudolf Steiner in dem genannten Vortrag das Eintauchen der menschlichen Seele in die geistige Welt auf eine merkwürdige Weise: So wie wir die äußere Natur wahrnehmend, vorstellend, denkend in unser Inneres aufnehmen und in unserer Seele wie neu erschaffen, so werden wir nun unsererseits zur Wahrnehmung, zur Vorstellung, zum Gedanken geistiger Wesenheiten! Als solche müssen wir uns empfinden lernen. Wir treten also diesen Wesen zunächst nicht äußerlich gegenüber, sondern finden uns in deren Bewusstsein; wir begeben uns in die, wie er es hier nennt, »Höhlung der geistigen Welt«.

Der in diesem Bild zum Ausdruck kommenden Geste kann man sich vielleicht auch noch folgendermaßen nähern: Wenn wir einen Menschen verstehen wollen, so kommt es darauf an, dass wir uns für einen Moment so in seine Gedanken, Gefühle und Willensimpulse hineinversetzen, als ob es unsere eigenen wären. D.h. wir geben ihm Raum, bieten ihm »Höhlung« in unserer eigenen Seele. Denn zu einer unmittelbaren Wahrnehmung des Anderen sind wir nicht in der Lage. Gleichzeitig erfahren wir uns selbst als geistig-wesenhaft – in der »Höhlung«, die uns der Andere bereitet. So bieten wir einander Seinsicherheit. – Offensichtlich führt für den Menschen jeder Weg von Wesen zu Wesen durch eine solche »Höhlung« hindurch.

Das Traumlied vom Olav Åsteson schildert nun die Erlebnisse eines Menschen, der, das Leben der Erde in dieser Art mitlebend, sich in die »Höhlung der geistigen Welt« begibt. Seine Bilder sind wie Erinnerungen an das Sein als Wahrnehmung, Vorstellung, Gedanke im Bewusstsein der Götter. Schauen wir sie uns etwas näher an:

Olav Åsteson, der sich am Weihnachtsabend schlafen gelegt hat, erwacht am dreizehnten Tag, am Morgen des Erscheinungsfestes (Epiphania: 6. Januar). »Die Sonn' stieg über die Halde«: Die tiefste Dunkelheit ist gebrochen, das Licht ist wieder im Aufsteigen begriffen. Doch auch von ihm selbst, von dem Gürtel, den er sich umgeschnallt hat, geht ein Glanz aus. Er besteigt sein Pferd, reitet zur Kirche, lässt sich an der Schwelle nieder und beginnt

⁴ 2 Mose 33,20f.; in der Übersetzung von Hugo Bergmann: *Worte Moses*, Minden/Westf. o.J.

Rudolf Steiner lehnt sich in dem genannten Vortrag ausdrücklich an diese Übersetzung an (S. 176).

Olav Åstesons Traumerlebnisse

von seinen Träumen zu erzählen. »Alte Leute und junges Volk« lauschen ihm, ja selbst der Pfarrer am Altar verstummt und hört ihm staunend zu.

Hin- und hergerissen im Reich der Elemente

Gleich die ersten Erlebnisse, die er singend erzählt, führen aus dem normalen Erdenleben in Raum und Zeit heraus. Er tritt ein in eine Welt der Kräfte, in der die Gesetze der physischen Welt aufgehoben sind und in der er zwischen polaren Kräften hin- und hergerissen wird:

*Gehoben ward ich in Wolkenhöhm,
gestoßen in schwarze Teiche –
gesehen hab ich die heiße Höll,
auch Teile vom Himmelreiche.*

Es ist dies das Reich der Elemente, der das Erdensein hervorbringenden Kräfte, wo es keinen festen Ort mehr gibt; alles ist Kraft, Prozess – Weg. Ein Ziel ist noch nicht erkennbar, und so lautet der Refrain dieses zweiten Teiles des Traumlides:

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

Im Durchgang durch die Welt der Elemente muss der Mensch seine Erdennatur, das irdische Selbst ablegen: Sein Scharlachmantel als Zeichen seiner irdischen Würde wird ihm auf der Dornenheide zerrissen.

Über einen tiefen Abgrund: die Gjallarbrücke

Nun erst beginnt Olav Åsteson für seine neue Umgebung zu erwachen. Er kommt an die Gjallar-Brücke, die über einen tiefen Abgrund in die eigentliche geistige Welt hinüber führt. Doch was ihm hier als Außenwelt in Form von drei wilden Tieren – Schlange, Hund und Stier – entgegentritt, ist in Wirklichkeit Teil seiner eigenen Innenwelt, der Teil seiner Seele, den er noch nicht aus eigener Kraft umgestalten konnte. Und diese Kräfte bedrohen nun ihn selbst. Etwas, was sich sonst nur im unbewussten Inneren der Seele abspielt, kommt ihm hier wie von außen entgegen und gibt ihm so die Möglichkeit des Erkennens und Durchschauens, der Auseinandersetzung und Verwandlung. Doch er muss entsprechend gerüstet sein: Nur wenn er sich selbst gegenüber ein sicheres Urteil gefunden hat und durch selbstständig im Erdenleben erworbene moralische Kräfte die drei Tiere besiegen kann, kann er auch die Brücke über den Abgrund in die geistige Welt gefahrlos beschreiten:

Olav Åstesons Weg über die Gjallarbrücke

*Ich zog hinaus in das Geisterland,
musst über Dornenheiden –
zerrissen ward mein Scharlachmantel,
die Nägel an Füßen beiden.*

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

*Komm ich an die Gjallarbrück,
die hängt gar hoch im Winde,
beschlagen ist sie mit rotem Gold,
und Nägel in jedem Gebinde.*

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

*Bös die Schlange und bissig der Hund,
auf Weges Mitte der Stier.
Drei Tiere dräun auf jener Brück,
sind alle voll Grimm und Gier.*

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

*Es stößt der Stier und die Schlange sticht,
es beißt der Hund und bellt –
Nicht einer über die Brücke kommt,
der falsche Urteile fällt.*

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

*Ich hab begangen die Gjallarbrück,
den widrig steilen Steg.
Durchwatet hab ich das Höllenmoor,
nun hinter mir liegt dieser Weg*

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

*Durchwatet hab ich das Höllenmoor,
da trug mich nirgends Grund –
begangen hab ich die Gjallarbrück
mit Grabeserd im Mund*

*Der Mond scheint helle,
und weithin dehnen sich Wege.*

*Nicht einer über die Brücke kommt,
der falsche Urteile fällt.*

Olav Åsteson tritt nun tatsächlich in die geistige Welt ein, jedoch vorerst nur in deren »Höhlung«; der direkte Anblick bleibt ihm noch zu seinem eigenen Schutz verwehrt (siehe oben).

Eine himmlische Mittlerin weist den Weg

Über die Sternenstraße, die Sphäre des Tierkreises, gelangt er an das Paradies heran, findet jedoch zunächst keinerlei Anknüpfungspunkte, die ihn etwas erkennen lassen – bis sich ihm die »sel'ge Taufmutter« zuwendet, also ein nun geistiges Wesen, das sich ihm im Erdensein als Taufpatin verbunden hatte. Das norwegische Wort »gudmor« verweist zugleich auf die Gottesmutter⁵, die ja auch in anderen Zusammenhängen als Mittlerin zwischen Erdenschon und Gotteswesen in Erscheinung tritt. An diese bereits im Erdensein geschlossene Wesensbeziehung kann Olav Åsteson nun anknüpfen und eine erste Orientierung finden. Die Taufmutter weist ihm den Weg nach »Broksvalin« (Wolken-Vorhof⁶), dem »Richthof der Seelen«.

So deutet sich erstmals ein konkretes Ziel der weithin fallenden mondenbeschiedenen Wege an. Olav Åsteson erreicht es im fünften Teil des Liedes, wenn es im Refrain heißt:

*In Broksvalin – dort,
Dem Richthof der Seelen.*

In Broksvalin, dem Richthof der Seelen

Hier erlebt er verschiedene menschliche Seelen, die durch die Pforte des Todes geschritten sind und nun mit den Folgen ihrer Taten gegenüber anderen Menschen konfrontiert werden. Doch letztlich sind es vielleicht auch seine eigenen Taten, denen er im Anblick der leidenden Seelen begegnet. Er erhält so Kenntnis von der ersten Station auf dem Weg der Seele nach dem Tode, dem Fegefeuer oder Kamaloka, bleibt selbst aber noch bloßer Betrachter.

Schließlich kommt Bewegung in das Bild. Einander widerstreitende Kräfte tauchen auf, und erst jetzt gewinnt man den Eindruck, dass Olav Åsteson wirkliche Geistwesen erlebt, deren Existenz nicht in irgendeiner Weise an sein eigenes Erdendasein gebunden ist: Von Norden naht mit »höllisch Geklapper« die dunkle Schar von »Grutte Graubart«, von Süden her Sankt Michael, der die Lure ertönen lässt, »an Jesu Christi Seite«. Zur geistigen Bilderwelt wird ihm nun also auch die Welt geistiger Töne wahrnehmbar. Er erlebt jetzt, wie die Seelen, deren Leiden er mit anschauen musste, von Sankt Michael gerichtet werden

5 Lindholm, a.a.O., S. 14.

6 Lindholm, a.a.O., S. 14.

und wie dieser sie auf seiner Waage dem Christus zuwägt, »dass Er die Sünder trage.«

Im siebenten und letzten Teil des Traumlieses (so weit es überliefert ist) werden aus dem Erlebten die Folgerungen für das Erdensein gezogen:

*Selig, wer im Geborenssein
Dem Armen spendet Brot –
Auf der hohen Gjallarbrück
Der Hund ihm nimmer droht.
Zungen reden –
Doch Wahrheit spricht beim Weltgericht.*

Auf den ersten Blick klingt dies vielleicht etwas nach: »... und die Moral von der Geschichte' ...«. Doch sind den Mahnungen ja konkrete geistige Erfahrungen vorausgegangen, und solche bleiben nicht folgenlos für die Gestaltung des eigenen Lebens im »Geborenssein«. Im Angesicht der Wahrheit des Weltgerichts hat sich eine innere Wandlung vollzogen.

Das Lied endet mit einer Aufforderung, die sich an alle Menschen zu richten scheint, die dem Olav Åsteson gelauscht haben:

*Steh auf, du Olav Åsteson
der du geschlafen so lange!*

Jeder Mensch kann sich als ein Olav Åsteson empfinden, wenn er seine Seele für ein spirituelles Erleben öffnen will. Doch kommt es heute darauf an, die Situation für ein solches Erleben bewusst selbst herzustellen, um im Wiederaufwachen für die äußere Welt, für das hier und jetzt, noch eine Erinnerung daran zu haben und die Früchte ins Erdendasein tragen zu können.

Rückkehr ins Geborenssein

Autorennotiz

STEPHAN STOCKMAR, geb. 1956. Studium der Biologie und Geografie. Promotion über ein pflanzenökologisches Thema. Tätigkeit in der Umweltberatung von Kommunen. 1990-2000 Geschäftsführung, Kultur- und Öffentlichkeitsarbeit im Rudolf Steiner Haus Frankfurt der Anthroposophischen Gesellschaft. Seit September 2000 Redakteur der Zeitschrift DIE DREI.